

Das japanische Schränkchen.

Von M. Carruthers. Deutsch bearbeitet von B. Resch. (Fortsetzung.)

5. Das große Los.

Die offizielle Ziehungsliste der Nizzaer Lose. Zwei Sous das Stück!"

„Papa, der Zeitungsjunge bietet Ziehungslisten aus — soll ich nicht hinunterlaufen, um eine zu holen?" fragte Walter, der gerade zum Fenster hinaussah, während die übrigen Familienmitglieder beim Kaffee saßen.

„Natürlich sollst Du das thun; denn je früher wir von unserm großen Glück erfahren, desto besser ist es für uns."

Wie ein Blitz schoß nun der Jüngling die fünf Treppen hinunter und kehrte schon nach wenigen Augenblicken wieder mit der Liste zurück.

Gundaccar hatte mittlerweile aus seiner Brieftasche ein sauber gefaltetes Stück Papier entnommen, auf welchem in drei Reihen die Nummern und Serien aller Lose, welche er besaß, verzeichnet waren. Er zog seinen Bleistift heraus und notierte vor allem die Nummer des Haupttreffers, dann ließ er seinen Zeigefinger über die erste Zahlenreihe gleiten.

Totenstille herrschte in dem Gemach. Auf den Gesichtern der vier ängstlich dem Zeigefinger folgenden Personen drückte sich die größte Spannung aus. Dieses Bild wäre ein prächtiges Sujet für einen Genremaler gewesen. Jetzt glitt der schlanke, weiße Finger auf die zweite Zahlenreihe hinüber; die Gesichter verlängerten sich, da entrang sich fast gleichzeitig ein Schrei den vier Paar Lippen; der Finger hielt still und Feldau sank, einer Ohnmacht nahe, in die Sofaecke zurück.

„Ich habe den Haupttreffer gemacht!" stieß er bebend hervor. „Er ist mein oder vielmehr unser, meine Teuren!" Plötzlich sprang er auf, sank vor seiner Gattin auf die Kniee, umschlang zärtlich ihre zierliche Gestalt und sagte mit gebrochener Stimme: „Lisa, so wahr mir Gott helfe, jetzt will ich gut machen, was ich an Dir und Nelly verbrochen."

Die kleine Frau war nicht im stande, zu antworten; sie drückte nur stumm den Kopf des geliebten Mannes an ihre Brust und bedeckte seine Stirn mit Küssen.

Die Nummer des Haupttreffers war 5 037 453.

Die ganze Familie machte sich nun daran, die im Hause befindlichen Lose zusammenzusuchen. Alle Schubfächer, Schränke und Kassetten wurden gründlich durchstöbert, und als sich nichts mehr vorfand, machte sich der Hausherr an die Zählung.

„Herr des Himmels, ein Los fehlt! Hoffentlich nicht das gewinnende!" murmelte er heiser.

In fieberhafter Aufregung prüfte er alle Nummern, wobei ihn die ganze Familie in ängstlicher Spannung umstand. Nun hielt er das letzte Los in der Hand! Er starrte es an, ließ es stöhnend auf den Tisch fallen, begrub sein Gesicht in den Händen, und Thräne um Thräne rieselte zwischen den Fingern durch. Gerade die Nummer 5 037 453 fehlte! — Niemand wagte zu sprechen, oder sich auch nur zu rühren.

Endlich näherte sich Baronin Feldau ihrem niedergeschmetterten Gatten, legte ihre winzige Hand auf seine Schulter und sagte: „Fasse Dich, geliebter Mann, es kann ja nicht verloren sein! Es muß sich noch irgendwo finden. Kommt, Kinder, wir wollen noch einmal Haussuchung halten!"

Diese dauerte bis nach Mitternacht. Kein Winkelchen in der ganzen Wohnung blieb undurchsucht. Selbst an den unglaublichsten Orten, die kein Mensch mit gesunder Vernunft zur Aufbewahrung eines Loses wählen würde, suchten die Damen nach, aber alles vergebens. Das vermißte Los wollte nicht zum Vor-

Elektrische Straßenbahn ohne Gleise: Ausweichen zweier Motorwagen. (Mit Text.)

schein kommen. Plötzlich schrie Nelly: „Das japanische Schränkchen! Du hast die ersten Lose, die Du heimgebracht, in dem geheimen Fach aufbewahrt, erinnerst Du Dich dessen nicht, Papa? Und als ich es ins Versatzamt tragen sollte, leertest Du es in großer Hast aus, doch war's schon ziemlich dunkel . . .“

„Bei Gott, das Kind hat recht!“ rief Feldau wie neu belebt. „Das große Los muß in dem geheimen Fach geblieben sein! Aber,“ fügte er beunruhigt hinzu, „wird das Ding nicht schon verfallen sein?“

„Ich glaube nicht, es sind ungefähr vierzehn Monate, seit ich es versetzt, und man pflegt so coulant zu sein, zwei bis drei Monate über den Verfallstag zu warten,“ entgegnete die praktische Nelly.

„Dann muß es morgen unbedingt ausgelöst werden! Ja, aber wo in aller Welt soll ich das Geld hernehmen?“ schloß Feldau kleinlaut.

„Vielleicht wird dies genügen, Vater!“ sagte Isa schüchtern, ihm ihre Börse reichend.

„Tausend Dank, mein gutes Kind! Es wäre thöricht, in dieser fatalen Lage den Zimperlichen zu spielen und Dein großmütiges Anerbieten zurückzuweisen. Doch nun zu Bett, es ist spät geworden!“

Begreiflicherweise vermochte keines von ihnen ein Auge zu schließen. Um neun Uhr morgens trat Nelly als eine der ersten in den betreffenden Saal des Versatzamtes, wo die verpfändeten Dinge ausgelöst werden. Ihr Herz klopfte zum Zerspringen, als sie dem Beamten ihren Schein einhändigte. Er blätterte in einem großen Buch nach, dann sagte er mit eintöniger Stimme: „Das geschnitzte Elfenbeinschränkchen ist bereits verkauft, mein Fräulein.“

„Mein Gott, mein Gott,“ stöhnte Nelly, die jede Fassung verlor und sich am Zahltisch anklammern mußte, um nicht umzusinken. „Ist das wahr, mein Herr?“

Es lag eine solche Verzweiflung in ihrer Frage, daß der Beamte aufblickte. Als er ihr leichenblasses Gesicht und ihre angsterfüllten Augen sah, entgegnete er gerührt: „Es thut mir furchtbar leid, mein Fräulein, aber es wurde wirklich vor einigen Tagen verkauft, und zwar sehr gut verkauft. Sie können sich den Ueberschuß sofort an der Kasse holen.“

„Verzeihen Sie, mein Herr, aber könnten Sie mir nicht sagen, wo ich die Adresse des Käufers erfahren kann?“ fragte Nelly mit bebenden Lippen.

Der Beamte gab ihr bereitwillig Auskunft und holte ihr sogar die hundertfünfzig Francs, die sie zu beanspruchen hatte, von der Kasse. Sie entfernte sich mit schwerem Herzen.

Das verpfändete Schränkchen, welches in unserer Erzählung eine wichtige Rolle zu spielen berufen war, gehörte einst Helene von Feldau. Ihr Oheim, ein Marineoffizier, hatte es ihr von einer Reise nach Japan mitgebracht. Das kunstvoll geschnitzte, mit Gold eingelegte Kästchen war um hundertfünfzig Francs teurer verkauft worden, als das Versatzamt darauf gegeben hatte. Nelly hatte in Erfahrung gebracht, daß ein Kunst- und Antiquitätenhändler am Quai Voltaire es erstanden habe. — In Frankreich herrscht, nebenbei bemerkt, die praktische Einrichtung, daß alle von verfallenen Gegenständen erzielten Ueberschüsse, falls sie nicht binnen drei Jahren vom Besitzer behoben werden, den Hospitälern zufallen. Ebenso die überflüssigen Zinsen nach Abzug der Versatzamtsspesen. So kommt ein Teil des der Armut und dem Elend abgenommenen Geldes wieder den Armen und Elenden zu gute.

Feldau begab sich sofort auf den Quai Voltaire. Vor dem Schaufenster des bewußten Kunsthändlers blieb er eine Weile stehen, wie ein müßiger Passant, dann trat er ein. Der Chef selbst erkundigte sich nach seinem Begehr, und sein Auftreten war so tadellos vornehm, daß der Mann ihn mit „Mylord“ ansprach. Nelly mochte Leuchter und Uhren versetzen, um die Kosten eines Diners zu bestreiten, aber Gundaccar trug stets die elegantesten Handschuhe und Schuhe. Seine Kleider mußten vom besten Schneider und von bester Qualität sein; was that es, wenn er die Rechnung schuldig blieb!

Feldau musterte die Dinge im Laden mit der Miene eines Menschen, dem es nicht darauf ankam, eine größere Summe für etwas, das ihm gefiel, springen zu lassen. Das Elfenbeinkästchen aber konnte er nicht entdecken.

„Haben Sie nicht zufällig eine geschnitzte Elfenbeinkassette oder etwas Aehnliches auf Lager?“ fragte er schließlich.

„Ich hatte ein wahres Kunstwerk, ein geschnitztes Elfenbeinkästchen mit Gold eingelegt; ursprünglich gehörte es dem Mikado, dieser schenkte es unserem Gesandten in Jeddo, einem gar flotten Aristokraten, der es wieder der Dame seines Herzens — —“

„Haben Sie es verkauft?“ unterbrach Feldau unwillig das lügenhafte Geschwätz des Mannes.

„Ja, Mylord, gestern. Mein bester Kunde, Graf Wladimir Pohitonoff, hat es gekauft. Sie werden wohl von ihm gehört haben, er ist fabelhaft reich, ein vielfacher Millionär. Der Palast Pohitonoff befindet sich in der Rue Dominique, aber der Herr Graf wohnt, wenn er nur kurze Zeit in Paris zu sein beliebt, immer im Hotel „Bristol“.

Nur mit schwerer Mühe gelang es Feldau, von dem schwatzhaften Kunsthändler loszukommen. Er eilte sofort ins Hotel Bristol.

„Merkwürdig, daß von allen Menschen auf der Welt gerade er das Kästchen angekauft hatte! Ein ganz seltsamer Zufall!“ brummte er, während er die breite Treppe zu den Gemächern des Grafen emporstieg. Es war ihm sehr peinlich, von dem bekorbten Freier seiner Tochter eine Gefälligkeit verlangen zu müssen, aber er war momentan nicht in der Lage, wegen einer sentimentalen Feinfühligkeit auf fünfhunderttausend Francs zu verzichten. Ja, zu verzichten, denn er war jetzt vollständig überzeugt, daß er das vermißte Los in dem geheimen Fach gelassen. Pohitonoff empfing ihn in seinem Privatsalon.

Eigentlich sah er den Grafen heute zum erstenmal von Angesicht zu Angesicht und konnte nun erst recht nicht begreifen, weshalb Isa seine Werbung so schroff zurückgewiesen. Der junge Mann — er mochte fünfundzwanzig Jahre alt sein — machte trotz seines Buckels und der entstellenden Blatternarben einen sehr sympathischen Eindruck. Seine ungewöhnlich melodische Stimme schmeichelte sich ins Herz, und seine seelenvollen, dunklen Augen söhnten vollends mit seinem Gebrechen aus. Wie fast alle gebildeten jungen Russen sprach er vier oder fünf Sprachen. Beim Eintritt Feldaus erhob er sich von seinem Diwan, wo er gerade von einem Ritt ausruhte.

„Gundaccar von Feldau!“ stellte sich dieser kurz vor. „Verzeihen Sie, daß ich Sie störe, aber seien Sie versichert, daß eine dringende Angelegenheit mich zu Ihnen führt.“

„Es bedarf durchaus keiner Entschuldigungen; ich freue mich herzlich, Ihre persönliche Bekanntschaft machen zu können,“ entgegnete der Graf verbindlich und nötigte ihn, Platz zu nehmen.

„Sie haben kürzlich ein geschnitztes, mit Gold eingelegtes Elfenbeinschränkchen gekauft,“ begann Gundaccar verlegen. „Bei dem Kunsthändler am Quai Voltaire, nicht wahr?“

Der Russe blickte ihn überrascht an, antwortete aber höflich: „Jawohl.“

„Der Kunsthändler hat es im Verkaufssaal des Versatzamtes erstanden,“ fuhr Feldau hastig fort, „es gehörte ursprünglich mir.“

Eine heiße Blutwelle stieg ihm bei diesem Bekenntnis in die Wangen.

„Es ist Ihnen wohl durch die Person, die es versetzt hat, entwendet worden?“ kam ihm der Graf zu Hilfe.

Einen Moment lang schwankte Gundaccar, ob er dies nicht bejahen sollte, um seine Armut nicht eingestehen zu müssen, aber seine Wahrheitsliebe siegte und er antwortete tapfer: „Nein, es ist mit meinem Wissen und Willen verpfändet worden. Ich bin ein armer Teufel, Herr Graf, denn sonst würde ich es nie und nimmer gestattet haben, daß meine Tochter in dem Hause Ihrer Großmutter die abhängige Stellung einer bezahlten Gesellschaftsdame bekleidet hätte.“

Seine grenzenlose Verlegenheit verleitete ihn, das heikle Thema zu berühren. Kaum waren die Worte seinen Lippen entschlüpft, hätte er vieles darum gegeben, sie nicht gesprochen zu haben, denn die Wirkung, die sie auf den Grafen ausübten, war eine überraschende.

Er sprang erregt auf, seine Augen blitzten und sein Atem ging schwer, als er mit trauriger Bitterkeit sagte: „Aber Ihnen, Freiherr von Feldau, dürfte es bekannt sein, daß ich die abhängige Stellung Ihrer Tochter in eine vollständig unabhängige verwandeln wollte. Ich liebte und liebe sie noch, wie kein Mann auf Erden sie je lieben kann. Ich würde gern mein halbes Vermögen opfern, wenn ich mir dadurch ihr Jawort erkaufen könnte! Ich weiß, daß ich ein Krüppel bin, der kein Recht darauf hat, das Herz eines schönen jungen Mädchens zu gewinnen —.“

Seine Stimme zitterte und Thränen füllten seine wundervollen Augen, so daß er im Sprechen innehalten mußte. Gundaccar empfand so aufrichtiges Mitleid mit dem verliebten, unglücklichen Grafen, daß er Isa im stillen Vorwürfe machte, ihn nicht erhört zu haben.

„Aber ich sagte mir,“ fuhr der junge Mann gebrochen fort, „Isa sei so engelsgut, so barmherzig, so sanft und wohlthätig, daß sie Mitleid mit meinen Qualen haben werde, wenn ich nur geduldig ausharre. Und ich war geduldig! Wie habe ich mich bemüht, ihre Zuneigung zu gewinnen! Ich war demütig, wissend, wie unwert ich ihrer Liebe sei . . . sie hat mich zurückgewiesen, ist vor mir geflohen, wie man vor einem Verhaßten flieht! Sehen Sie mich an! Bin ich wirklich so ein Geschöpf, daß es einem Weibe unmöglich ist, mich zu lieben?“ fragte er erregt, vor Gundaccar stehen bleibend.

„Mein lieber Herr Graf, welche Frage! Ich versichere Sie, Hunderte von Frauen würden sich eine Ehre daraus machen, von Ihnen geliebt zu werden und Sie wiederzulieben!“

„Mich verlangt aber nur nach einer einzigen — nach Isabella. — — Könnten Sie Ihren Einfluß nicht geltend machen, um sie zu meinen Gunsten umzustimmen?“

Schüchtern, wie ein Bittsteller, stand er jetzt vor Feldau und sah ihn flehend an.

„Ich fürchte, nein. Meine Tochter hat einen festen Charakter und dann ist es auch gegen mein Prinzip, mich in die Herzensangelegenheiten meiner Kinder zu mengen; ich kann sie bei der Wahl eines Gatten nicht beeinflussen, so gern ich es in diesem besonderen Falle auch thäte!"

Pohitonoff setzte sich wieder und blieb eine Weile in tiefes Nachdenken versunken; dann begann er mit veränderter Stimme: „Wenn ich nicht irre, war der Zweck Ihres Besuches, wieder in den Besitz des Elfenbeinschränkchens zu gelangen?"

„Ja, wollen Sie mir es vielleicht überlassen?" fragte Gundaccar lebhaft.

„Ich bedaure unendlich, daß dies nicht mehr in meiner Macht steht," lautete die enttäuschende Antwort, „denn Dr. Koskavitsch, dem ich es geschenkt habe, ist der jetzige Besitzer. Ich habe das Ding eigentlich für meine Großmutter gekauft, die eine wahre Leidenschaft für japanische Kuriositäten hat, aber mein Leibarzt Koskavitsch bewunderte es so sehr, daß ich es ihm schenkte."

Gundaccar erbleichte und zitterte vor Aufregung am ganzen Körper.

„Glauben Sie, daß der Doktor zu bewegen wäre, es mir zu überlassen? Das Kästchen hatte meiner ersten Frau gehört, es ist daher ein liebes Andenken, das zu verlieren mir und den Meinen großen Kummer bereiten würde," sagte Feldau mit heiserer Stimme.

„Der Doktor ist momentan nicht zu Hause, aber wenn Sie vielleicht Montag wieder vorsprechen wollten, wird es mir ein Vergnügen sein, Sie mit ihm bekannt zu machen."

„Ich danke. Um welche Zeit darf ich kommen?" fragte Feldau, sich erhebend.

„Gegen drei Uhr nachmittags, wenn es Ihnen paßt. Ich will thun, was in meiner Macht steht, um den Doktor zu bewegen, Ihnen das Kästchen zu überlassen. Glauben Sie mir, daß ich es lebhaft beklage, mich des Vergnügens beraubt zu haben, Ihnen einen Dienst erweisen zu können," sagte der Graf, seinen Gast zur Thüre begleitend und ihm zum Abschied herzlich die Hand drückend.

Die Damen erwarteten mit Ungeduld die Rückkehr des Familienoberhauptes, und groß war ihr Erstaunen, als sie vernahmen, daß das Kästchen in den Besitz Pohitonoffs übergegangen war. Namentlich Isabella berührte es peinlich, daß der Graf, dessen glühende Werbung sie so unbarmherzig zurückgewiesen, nun in ihre intimsten Familienangelegenheiten eingeweiht worden war; ja, sie betrachtete es als ein böses Omen und sprach dies auch aus. Ihr Vater beruhigte sie jedoch damit, daß er nunmehr doch nur mit Koskavitsch zu verhandeln haben werde. Montag, um halb zwei Uhr, verließ Feldau das Haus, um pünktlich zur Stelle zu sein. Er kam nach einer Stunde ohne das Elfenbeinkästchen zurück und sah sehr verstimmt und mißmutig aus.

„Wieder eine Enttäuschung! Ich muß von Pontius zu Pilatus laufen," sagte er als Antwort auf die fragenden Blicke, welche die Seinen auf ihn richteten. „Der Doktor hat das Schränkchen einer Dame geschenkt, und nun muß ich mich an diese wenden. Er sagte mir, daß er nicht wage, es wieder zu verlangen, doch deutete er mir an, daß sie es mir vielleicht geben würde, wenn ich es ihr lohnte, d. h., wenn ich ihr ein tüchtiges Angebot dafür machte! Vielleicht! Du lieber Gott, unsere ganze Zukunft hängt doch jetzt von der Wiedererlangung des Kästchens ab!"

„Wann willst Du die Dame aufsuchen, Papa?" fragte Frau von Feldau.

„Es kann nicht vor Donnerstag sein. Sie ist auf das Land gegangen und kommt erst am Mittwoch abend zurück. Der Doktor hat mir versprochen, sie sofort nach ihrer Ankunft zu besuchen, um mir den Weg zu ebnen und mir dann zu schreiben."

„Als ob er sie nicht bewegen könnte, ihm das Kästchen herzugeben!" rief Nelly unwillig.

„Ich begreife ganz gut, weshalb er vorzieht, daß ich mich mit der Dame ins Einvernehmen setze. Sie ist wahrscheinlich eine habsüchtige Person und wird sich ohne entsprechende Entschädigung von dem Kästchen nicht trennen. Sie erwartet, daß ich ihr den Kostenpreis zahle, d. h. die Summe, welche der Graf dafür gegeben, und die beträgt fünfhundert Francs."

„Hat ihr denn der Doktor gesagt, was das Ding gekostet hat?" fragte Isabella.

„Es scheint so, denn er deutete mir an, daß sie den Wert des Schränkchens kenne. Ich vermute sogar, daß er ihr eingeredet hat, es direkt für sie gekauft zu haben."

„Das sähe ihm ähnlich," meinte Isabella verächtlich. „Koskavitsch ist meiner Ansicht nach zu allem fähig. Ich halte ihn für einen schlechten, gewissenlosen Menschen."

„Er sieht auch wie ein Schurke aus. Ich habe in meinem Leben noch keine so diabolischen Augen gesehen, wie dieser Macht sie hat," bemerkte Gundaccar.

An demselben Tage brachte die Post Isabella zwei Briefe, einen von Lady Maitland, den anderen von Eduard Dennyson. Dem letzteren war ein Schreiben für Feldau beigelegt, in welchem Eduard um die Hand Isabellas anhielt. Alice schrieb sehr zärtlich, entschuldigte sich wegen ihrer thörichten Einmengung in die Herzensangelegenheiten ihres Bruders und bat zum Schluß, Isabella möge sobald als möglich nach Rocklands zurückkehren, wo sie des herzlichsten Empfanges sicher sei.

Eduards Epistel war etwas länglich, und es ist überflüssig, sie wiederzugeben, denn Liebesbriefe haben nur für Verliebte Interesse. Isabella reichte Lady Maitlands Brief, nachdem sie ihn gelesen, ihrer Stiefmutter und diese sagte lächelnd: „Ei, dann wirst Du uns bald wieder davonfliegen, Kind? Aber bis Donnerstag bleibst Du doch, nicht wahr?"

„Gewiß, kleines Mütterchen! Ich brächte es nichts über's Herz, euch zu verlassen, ehe die dumme Schränkchenfrage geordnet ist. Ich werde Eduard sofort davon verständigen."

„So ist's recht, mein Kind! Wir alle werden Dich dann im Triumph nach England bringen. Was sagst Du dazu, Weibchen?"

„O, das wird herrlich sein!" rief die Baronin händeklatschend.

„Nicht doch, Lisa!" mahnte Nelly.

„Was nicht?"

„Zu früh frohlocken."

„Pfui, Nelly!" sagte Walter mißbilligend.

„Ihr schwebt gleich in allen Himmeln, ich aber bleibe hübsch bedächtig auf der Erde," entgegnete das Mädchen trocken.

6. Madame Silberkoff.

Mittwoch mit der ersten Post langte folgender, aus London datierter Brief von Doktor Koskavitsch an:

Grand Hotel, zwei Uhr nachmittags.

„Sehr geehrter Herr!

Infolge des plötzlichen Todes eines nahen Verwandten in Edinburgh mußte ich Paris gestern abend verlassen und bin auf dem Wege nach Schottland. Es ist mir also unmöglich, persönlich mit Madame Silberkoff wegen des bewußten Gegenstandes zu unterhandeln, aber ich habe ihr soeben geschrieben und sie ernstlich gebeten, Ihnen das Schränkchen zu überlassen, da dessen Wiedererlangung für Sie von großer Wichtigkeit sei. Ich hoffe zuversichtlich, daß es Ihnen, hochgeehrter Herr, gelingen wird, die Dame zur Rückgabe zu bewegen, ich mache Sie jedoch darauf aufmerksam, daß Madame sehr launisch ist. Sie wird Mittwoch abend in Paris eintreffen, so daß Sie ihr, wenn es Ihnen paßt, Donnerstag einen Besuch machen können. Sie thun am besten, zwischen drei und vier Uhr hinzugehen, denn zwischen vier und sechs pflegt sie bei schönem Wetter ins Bois de Boulogne zu fahren. Sie wohnt Boulevard Lannes 67. Ihnen einen guten Erfolg wünschend, bleibe ich Ihr

hochachtungsvoll ergebener

Dr. Paul Koskavitsch."

Kurz nach drei Uhr sprang Feldau an der Pforte Maillot aus dem Omnibus. In seiner Ungeduld wartete er nicht, bis das Fahrzeug anhielt, und zog sich infolgedessen eine Zerrung des rechten Handgelenks zu. Anfangs legte er dem kleinen Unfall keine Bedeutung bei, aber noch ehe er seinen Bestimmungsort erreicht hatte, verursachte ihm das verletzte Gelenk furchtbare Schmerzen. Dies verhinderte ihn jedoch nicht, Madame Silberkoff aufzusuchen, denn es stand zu viel auf dem Spiele.

Das von der Russin bewohnte einstöckige Häuschen gehörte zu der Gattung, die man in Frankreich „Pavillon" nennt. Es stand ziemlich abseits von der Straße, von welcher aus man es nicht sehen konnte, da es von einer hohen Mauer umgeben war. In der Mitte derselben befand sich ein eisernes Thor. Baumwipfel und zarter Blumenduft ließen vermuten, daß auch ein Garten zu dem Hause gehörte. In dem massiven Thor befand sich ein winziges Pförtchen mit Guckloch, rechts davon die Klingel, von der Feldau Gebrauch machte. Schon nach wenigen Minuten öffnete sich das Guckloch, und ein bestrickender Frauenkopf wurde sichtbar. Ein Paar blitzende, schwarze Augen musterten den Draußenstehenden vom Kopf bis zu den Füßen, und ein süßes Stimmchen, das ein entsetzliches Französisch radebrechte, fragte, wer er sei und was er wolle.

„Verzeihen Sie, ich möchte Madame Silberkoff sprechen," entgegnete er, höflich seinen Hut lüftend.

„Wohl, ich sein Madame Silberkoff," flötete das Stimmchen.

„Ich habe gestern von Dr. Koskavitsch einen Brief erhalten, der mich veranlaßt — —."

Die Nennung dieses Namens hatte die Wirkung des „Sesam öffne Dich". Die Dame schloß das Guckloch und öffnete das Thor.

(Fortsetzung folgt.)

Sturm im Wasserglas oder: Sein freier Tag.

Von T. Buhle. (Nachdruck verboten.)

Die Wintersonne scheint in ein allerliebstes Zimmer. Drüben zwischen dem großen Kachelofen und einem zerbrechlichen Schreibtisch neuesten Stils steht ein Chipendale-Sofachen, dessen Lehne mit einem geschliffenen, das halbe Zimmer zurückwerfenden Spiegel verbunden ist. Winzige Tische und Stühle im selben Geschmack stehen legèr im Zimmer verstreut, dazwischen Korbsessel mit steifen Sezessionsblumen, Hocker, auf denen Stöße von Büchern und Zeitschriften in sogenannter malerischer Unordnung aufgestapelt sind, Säulen, Ständer, Büsten, Blumen und Bilder, dazwischen einige graziöse Palmen, die sich um ein seidengepolstertes Korbchaiselongue zu einem kleinen Wald vereinigen — kurz, es ist ein geschmackvolles, kunterbuntes, stilloses Allerlei. Ein riesiger Axminsterteppich dämpft jeden Schritt, und das zarte Mousliu der Gardinen läßt die matte Wintersonne ungehindert einströmen.

Am Fenster in dem bequemen Stuhl vor dem Nähtischchen hat Cherie sich's bequem gemacht, Cherie, dieses Wunder von einem seidenzottigen Rassepinscher, dieser allerliebste, verzogene Köter, der prinzipiell stets das thut, was er nicht soll, und an dessen starrem Eigensinn alle pädagogischen Konsequenzen jämmerlich Schiffbruch leiden, insbesondere was seine Vorliebe für elegante Möbel anbelangt; es ist da nichts zu machen, Güte macht ihn dreist und Strenge halsstarrig, und da beides genügend an ihn verschwendet worden ist, liegt er eben jetzt, von eben diesen unausrottbaren Untugenden durchdrungen, da, wo er nicht liegen soll. Daß er dies mit unnachahmlicher Grazie thut, läßt sich nicht leugnen, seine Pose ist durchaus künstlerisch und die Stellung seiner zottigen Vorderpfoten unbeschreiblich kokett, dabei muß es jeden ehrlich entzücken, wie er augenblicklich den Kopf hin und her dreht, als hätt' er's den Piepmätzen abgeguckt, um zu konstatieren, was da im Nebenzimmer, zu dem die Thür nur angelehnt ist, für ein Geräusch hörbar wird.

Natürlich, sie küssen sich! Daß man doch auch keinen Augenblick ungestört dösen kann! Jetzt wird ein Stuhl gerückt, und eine tiefe Stimme sagt zärtlich, aber etwas ungeduldig: „Was meinst Du, Mausi — wenn Du einmal nach dem Braten sähest?! Ich möchte mir da noch verschiedene Notizen machen — hm — ja," — einen Moment bleibt es still, dann ein helles, übermütiges, reizendes Lachen, so recht mitten aus dem Glück heraus, ein Kinderlachen.

„Fre—dy, lieber, süßer Fre—dy!"

„Ja, Maus, weißt Du —."

„O still!" und wieder verdreht Cherie sich den Hals und spitzt die Ohren, daß die Haarbüsche zu beiden Seiten seines struppigen Kopfes wie kleine Helmbüsche abstehen.

„Fre—dy!" klingt es plötzlich vorwurfsvoll herüber.

„Was denn, Schatz?!"

„So sollst Du mich nicht küssen!"

„Aber, aber Mausi —."

„O Du! Du siehst ja immerzu Deine Bücher an und denkst an ganz was anderes! Die alten, dummen Bücher — pfui!" und dann nach einer kleinen Pause leise und mit einem berückend weinerlichen, koketten Stimmchen: „Du hast mich ja gar nicht lieb, Fre—dy!"

Seltsamerweise bleibt der erwartete stürmische Protest aus, statt dessen sagt die tiefe Stimme plötzlich wie aus Gedanken auffahrend: „Natürlich! den mein' ich: Kant! — da muß ich ja doch gleich 'mal nachseh'n! Verzeihe, Schatz, einen Moment," wieder wird der Stuhl gerückt, rasch eine Schrankthüre geöffnet, dann nähern sich hastige Schritte der Thür, und Cheries Herrin steht auf der Schwelle. Eine große Babyschürze verhüllt die zarte Gestalt und läßt nur Koller und Aermel der blauen Flanellbluse frei, die unter dem feingeformten Kinn mit einer riesigen Seidenschleife geschlossen ist. Das blasse, spitze Gesichtchen, das von einer Fülle dunklen, welligen, sehr lose im Nacken geknoteten Haares umrahmt ist, sprüht von tausend Kaprizen.

„Fre—dy!"

„Einen Moment, Dela, ich stehe Dir gleich — zur Verfügung — ah — hier — hätten wir es ja! — Kant, Immanuel, der einflußreichste Philosoph neuerer Zeit, geboren am zweiundzwanzigsten April siebenzehnhundertvierund —."

„Fre—dy! Fre—dy! Fre—dy! Ich sage Dir — ich sage Dir, wenn Du nicht gleich auf der Stelle hier bist, fahre ich zu Tante Brakebusch und hole sie zum Mittagessen!" Und sie stampft mit beiden Füßen, während es bei dem langgezogenen, entsetzten „Brrr", das ihre Drohung nebenan erzeugt, verräterisch um ihre Mundwinkel zuckt. Eine Weile steht sie still und wartet, das Köpfchen an die Portiere geduckt, die großen Augen mit einem Gemisch von Schelmerei, Ungeduld und Dunkel in den klaren Augensternen vibrierender Liebessehnsucht ins Nebenzimmer gerichtet.



Elektrische Straßenbahn ohne Gleise: Ausweichen eines Motorwagens und eines Fuhrwerks. (Mit Text.)

„Fre—dy! Komm — küß' mich!“ bittet der kleine, etwas herbe Mund mit einem selten weichen Ausdruck. Aber als es von drinnen sehnsüchtige Gesichtchen. Wie ein unartiges Kind reißt sie die Thür zum Korridor auf und wirft sie krachend hinter sich ins Schloß.



Verfehlter Weg. Nach dem Gemälde von O. Gebler. (Mit Text.)

zerstreut antwortet: „Mein Gott, Mausi, man kann sich doch nicht den ganzen Tag küssen,“ zuckt es bitterbös über das berückende,

Und jetzt endlich erscheint Fredy mit nervös zusammengezogenen Brauen in der Thür — er ist eine schlanke, elegante Erscheinung,

nicht gerade hübsch, aber männlich und sympathisch. Einen Augenblick steht er unschlüssig, während seine braunen Augen zerstreut von Cherie — der kläffend an der mißhandelten Thür Posto gefaßt hat — zu dem Stuhl am Nähtischchen und von dem Stuhl am Nähtischchen wieder zu Cherie wandern. Und Cherie tänzelt und schlängelt und kriecht um seinen Herrn herum und sieht in seiner drolligen Aufregung gerade so aus, als freue er sich spitzbübisch über die inkonsequente Menschheit, denn er bekommt auch nicht einen einzigen kleinen Klaps, obwohl „Frauchens Schmollwinkel" bedenkliche Spuren seiner unverfrorenen Siesta aufweist.

„Fre—dy!"

Ein amüsiertes Lächeln fliegt über Fredys Gesicht. Aha, sie ist schon wieder gut! — Kaprizen, Kaprizen! — Er öffnet die Thür zum Korridor einen Spalt und horcht. Draußen in der Küche rumort es gewaltig! — „Fre—dy! — Fre — — dy! — Bitte, bitte, komm' schnell und heb mir den eisernen Topf vom Feuer, er ist so schwer — — au! — — Au — — u — — o! — — — eigentlich möchte er sie noch ein bischen zappeln lassen, aber diesen rührenden Klagelauten vermag er absolut nicht zu widerstehen! Er reißt die Thür hastig auf, da steht sie schon vor ihm, hochrot, mit Thränen in den Augen, den Ringfinger zwischen die zitternden Lippen geschoben. Sie sieht so allerliebst aus mit den feuchten, vorwurfsvollen Kinderaugen, daß er sie stürmisch an sich zieht und ihre Lippen sucht, aber sie entzieht sich ihm heftig.

„Mein Gott, siehst Du denn nicht, daß ich zu thun habe! — Man," — und sie legt das Köpfchen schief, daß das zarte Kinn in der blauen Riesenschleife versinkt, und sieht ein klein wenig boshaft aus — „man kann sich — doch nicht den ganzen Tag küssen!" und fort ist sie, und der Küchenschlüssel drehte sich zweimal höhnisch kreischend im Schloß.

Fredy schleicht ärgerlich zu seinem Kant zurück. — Da hätte man also wieder 'mal den kürzeren gezogen! Diese kleine Hexe mit ihren Primadonnakaprizen! — Diese kleine Hexe! — Gänzlich nervös kann sie einen machen mit ihrem Rassetemperament! — Diese kleine — hier glättet sich seine krause Stirn, und er seufzt ein paarmal tief, und dann lacht er leise auf, ein weiches, zärtliches Lachen —: jetzt wird sie den ganzen übrigen Morgen in der Küche bleiben — eher kommt sein trotziges, kindsköpfiges Weibchen — freilich, ein ausgezeichnetes Mittagsmahl ist ihm sicher, aber mit dem Kosen ist's bis ein Uhr aus — — und was das Schlimmste ist: jetzt hungert ihn so verrückt nach dem zitternden Mäulchen draußen, daß aller Studiereifer zum Teufel ist!

Fast eine Viertelstunde kreist er ruhelos durch die beiden Zimmer, endlich nimmt er seine Zuflucht zum Piano und vergißt in Chopinschen Mazurken, die seine Vorliebe sind, eine Weile alle häuslichen Kalamitäten.

„Fre—dy!"

Wie elektrisiert springt er zur Thür.

„Dela, Du wünschest?!"

„Decke doch, bitte, schnell den Tisch; Männi, ich habe alle Hände voll zu thun, — ui! Du, heute giebt's einen feinen Pudding; aber Du mußt frische Servietten 'raussthun, der Schlüssel zum Leinenschrank liegt in meinem Nähtisch, links hinten in der Ecke irgendwo bei dem alten Kochbuch — ich glaube wenigstens!" Und ehe er ein Wort erwidern kann, poltert die Küchenthür krachend ins Schloß.

Fredys schmales Gesicht veranschaulicht einen Augenblick den landläufigen Begriff „baff" — endlich beginnt es um seine Lippen zu zucken, und er bricht in ein schallendes Gelächter aus. Tischdecken! — Ausgezeichnet! — Er ist freilich in seiner vierwöchigen, etwas stürmischen Ehe von seinem reizenden Weibchen mit manchem sonderbaren Wunsch und vielen exzentrischen Ideen überrascht worden, aber dies ist etwas ganz Neues! — Kopfschüttelnd schließt er die Thür. — Eigentlich — hm — eigentlich ist es doch etwas stark! — — Dann, während er die Hände in den Rocktaschen vergraben, pfeifend im Zimmer auf und nieder geht, muß er plötzlich an ihre schmalen Fingerchen denken, und die zarte Gestalt mit der etwas müden Haltung — wie echauffiert sie vorhin aussah! — Aber er ist ärgerlich und — hungrig. Teufel auch! Hält er ihr nicht ein Laufmädel für solche Arbeiten! Er hat doch mehr zu thun, als sich zu solchen, wirklich etwas sehr praktischen Ritterdiensten kommandieren zu lassen! — Nein, dagegen empört sich Fredys Mannesstolz, er wirft sich auf seinen Diwan und schnalzt mit der Zunge.

„Na, Cherie! ein bißchen plötzlich!" Worauf Cherie als gehorsamer Blitzableiter angetrippelt kommt und, gut gelaunt wie stets, kläfft und tänzelt und auf Wunsch im Zimmer umherrast, kurz, sich so närrisch wie möglich beträgt. Allmählich gerät Fredy in eine ganz humoristische Stimmung.

„Fre—dy!"

Gott sei Dank, endlich giebt's was zu essen, er ist auch miserabel hungrig! — Der Herr Gemahl reißt die Thür auf und Frau Dela tritt mit einem Tablett voll dampfender Schüsseln ein.

„Aber den Wandschirm mußt Du doch fortrücken, Männi!"

„Gewiß, mein Engel!"

Fredy rückt den Wandschirm zur Seite, der die eine Ecke des ziemlich geräumigen Zimmers abgrenzt und hinter dem der runde Eßtisch auf einem Linoleum steht.

„Aber Du hast ja gar nicht gedeckt!"

„Gedeckt? Ich? Wie meinst Du, Kind?"

„Drohne!" sagt sie mit Pathos; dabei werden ihre Augen sehr groß, und sie deckt schweigend und trägt das Essen auf, während er Cherie verzieht.

Dann „dinieren" sie zusammen. Er beobachtet sie heimlich. — Wie sanft und hingebend sie um ihn beschäftigt ist — und wie hinreißend steht ihr der gedankenvolle, etwas schmerzliche Zug um den kleinen, blassen Mund! — Kaprizen, Kaprizen! — Er hatte sich auf Scharmützel und alle möglichen ruhestörenden, nervös machenden Schrecknisse gefaßt gemacht, und nun dies — daß sie ihm doch immer so ein wenig Rätsel bleibt, süßes, unberechenbares, sinnverwirrendes, nervenaufreibendes Rätsel!

Er sucht ihre Augen mit einem heißen Blick, während er die zarten Fingerchen an seine Lippen zieht.

„Mausi — süßes, geliebtes Weib!"

„Hm?!"

„Mausi — komm zu mir!"

Sie kaut an ihrer Serviette, man sieht es ihren Augen an, daß sie zwischen Trotz und Verlangen schwankt. Dann nimmt sie mit einer raschen Bewegung Cherie vom Boden auf und beginnt mit ihm zu tändeln. Also er ist immer noch in Ungnade! — Kleine, rachsüchtige Person! denkt er, während er sich möglichst unbefangen eine Cigarette anzündet und sich auf ihrem Puppenchaiselongue häuslich niederläßt. Dabei vermeidet er konsequent, sie anzusehen, denn er weiß genau, daß er heute viel zu weich ist, um nicht beim Anblick ihres süßen Schmollmäulchens die Waffen zu strecken.

Während sie dem Mädchen behilflich ist, im Zimmer wieder die frühere geniale Ordnung herzustellen, malt er sich aus, wie sie sich in ihrem Schmollwinkel verkriechen wird, trotzig an einer Handarbeit stichelnd, und wie er sie mit den Augen und diversen klug berechneten Seufzern zwingen wird, zu ihm zu kommen — Schrittchen vor Schrittchen, o, er kennt das!

Wo sie nur so lange bleibt?

Es verlangt ihn so nach ihr, wenn sie doch käme — soll er sie rufen? — I bewahre, nachdem sie ihn so abblitzen ließ! — Sie soll von selbst kommen — unbedingt, er rührt keinen Fuß!

Nebenan im Schlafzimmer hört man leise Schritte und das Oeffnen und Schließen von Schrankthüren — — sie macht wohl erst Toilette, natürlich, damit er recht lange auf seine Tasse Mokka warten muß, alles Schikane wegen des Tischdeckens — lächerlich! Er seufzt. — Plötzlich richtet er sich auf und legt die Cigarette hastig auf eins der winzigen Tischchen, — ihr neues Kleid schließt ja im Rücken, das muß er ihr zuknöpfen, aber nein — nachdem sie ihn so abblitzen ließ! — Bewahre, keinen Fuß rührt er, sie kann sich ja vom Mädchen helfen lassen!

„Fre—dy!"

Nanu, was heißt denn das?! Soll er nicht lieber — ach Unsinn! Er muß endlich einmal konsequent bleiben, sie ist wirklich auf dem besten Wege, ihn ohne Zweifel unter ihren winzigen Pantoffel zu knechten! Ergo zündet er sich mit nervöser Hast eine neue Cigarette an und stellt sich taub.

„Anna, sagen Sie, bitte, meinem Mann, ich sei ausgegangen, — er scheint zu schlafen!" Dann entfernen sich zögernde Schritte nach der Korridorthür.

Mit drei Sätzen ist Fredy hinaus, und fast ebenso schnell kommt er zurück, den reizenden Deserteur im eleganten Sackpaletot und chiken Hütchen hinter sich herziehend. Er sieht so böse aus, daß ihre Augen unter dem weißen Schleier ordentlich groß und ängstlich werden. Mit einem energischen Ruck stellt er sie mitten ins Zimmer und bleibt dann, die Hände in den Taschen seines bequemen Hausrockes vergrabend, dicht vor ihr stehen.

„Was soll das eigentlich heißen?!"

Sie sieht ihm mit ihren wunderbaren Augen unverwandt ins Gesicht.

„Was das heißen soll, frage ich?!"

Keine Antwort.

„Würdest Du mir vielleicht sagen, wofür geplagte Männer eigentlich freie Tage haben?"

„O ja — für ihre Frauen und nicht — für den ollen Kant!"

Das kommt so unendlich drollig über die bebenden Lippen, daß er sie trotz Hut und Schleier mit Küssen erstickt.

„Racker! Racker! Racker!"

„O — — — ach! — —"

„Und Du schämst Dich nicht, mich dermaßen zu schikanieren?!"

„O Fre—dy, Du hattest mich die ganze Woche nicht ordentlich geküßt, und da habe ich mich so auf — auf heute gefreut, aber Du —"

„Still! Keine Vorspiegelung falscher Thatsachen! — Schlüpf 'mal aus Deinem Sack, Sünderin — so — nun komm her, wenn Du hübsch bittest, binde ich Deinen Schleier auf."

Sie gehorcht, dann huscht sie mit einem spitzbübischen Kichern an das Chaiselongue und duckt sich an seine Knie.

„Was — was heißt denn das nun wieder? Dein Kleid ist ja gar nicht zugeknöpft — so wolltest Du ausgehen?"

Ihr Köpfchen bettet sich keck in seinen Schoß, die Schelmenaugen lachen berückend zu ihm auf — mit beiden Händen zieht sie sein mißtrauisches Gesicht näher an das ihre —.

„Ich — ich wollte ja gar nicht ausgehen, Du solltest mich nur holen!" — —.

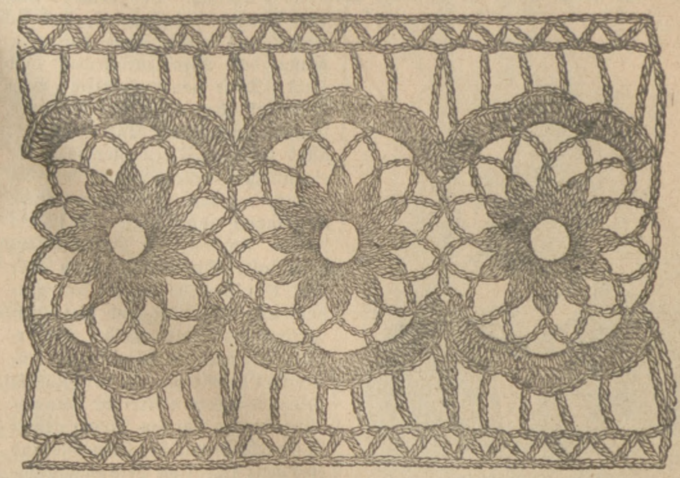
Die Dampfschiffahrt auf dem Bodensee.

Früher war die Berechtigung, auf dem Bodensee Schiffahrt zu treiben, gewissen Städten und Dörfern durch Privilegien verliehen und in denselben an gewisse Familien wieder zu Lehen gegeben. Diese Familien bildeten die Schifferzünfte, welche eigene Schiffe und Schiffsgerätschaften hatten und Gewinn und Verlust teilten. Im Jahre 1824 wurden die acht berechtigten Schiffer zu Friedrichshafen von der württembergischen Regierung ausgekauft, indem jedem, wie seiner Ehefrau, eine jährliche Abfindungssumme von 450 Gulden unter dem Namen „Eheschatz" zu Leiblehen gegeben wurde. Die Dampfschiffahrts-Gesellschaft trat in das Privilegium der Schifferzunft ein. Im November 1824 sollte das erste Dampfschiff auf dem Bodensee, der „Wilhelm", bei Friedrichshafen seine erste Probefahrt machen. Das gemeine Volk, und besonders die Schiffer, waren überzeugt, das Dampfschiff werde nicht von der Stelle rücken. Zu Spott und Hohn bereit, hatten sich Tausende zu dem Versuche eingefunden, als wollte der Schneider von Ulm nochmals das Fliegen probieren. Als die Räder anfingen vorwärts zu treiben, erhob sich ein allgemeiner Ausruf des Staunens: „Es goht! Es goht!" Wie überhaupt das Volk am See geneigt war, die ganze Dampfschiffahrt für ein Werk des Teufels zu halten, das beweist folgender Vorgang. Als an Peter und Paul 1839 der badisch-bayerische „Ludwig" eine Lustfahrt machte, bekam er so viele Passagiere, daß er ein Schleppschiff beigeben mußte. Zwischen Rorschach und Langenargen faßte sie der Föhn, das den Dampfer mit dem Schlepper verbindende Tau zerriß und das Schleppschiff wurde dem schwäbischen Ufer zugetrieben. Der „Ludwig" wandte sich aber schnell, kam dem Schleppschiff so nahe als möglich und warf ihm ein anderes Tau zu, worauf beide Schiffe ihren Kurs fortsetzten. Als der „Ludwig" das Schleppschiff wieder gewaltig mit sich in den See hineinführte, brach ein alter Langenarger Schiffer, der dem Vorgange zugesehen hatte, in die Worte aus: „Jetzt sieht man, daß des Teufels Kunst größer ist als Gottes Macht!" Der „Wilhelm" war dem amerikanischen Konsul Church in Genf für 110,000 Francs abgekauft worden. Das zweite Dampfboot auf dem See war der in Friedrichshafen gebaute „Max Joseph"; das Schiff erwies sich aber als gänzlich unbrauchbar und wurde bald auf den Abbruch verkauft. Später folgte die Bayern und Baden gemeinsame Dampfschiffahrts-Gesellschaft mit sechs Booten, dann Württemberg mit dem „Kronprinz", die Lindau-Konstanzer Gesellschaft mit der „Stadt Konstanz", dem „Ludwig", „Leopold", „Omnibus", der „Helvetia" und „Concordia". Dies waren die ersten Anfänge der Bodensee-Dampfschiffahrt, die sich bis in unsere Zeit zu so hoher Blüte entwickelte. Das Verdienst, dieselbe ins Leben gerufen zu haben, gebührt dem Könige Wilhelm von Württemberg und dem Freiherrn von Cotta. — Man weiß auch von römischen, deutschen, englischen und französischen Kriegsfahrzeugen auf dem Bodensee; das größte derselben war wohl die bei Buchhorn (jetzt Friedrichshafen) stationierte schwedische Gateere „Christine" im dreißigjährigen Kriege. C. F.



Gehäkelter Einsatz.

Man beginnt mit den Sternen in der Mitte, welche einzeln zu arbeiten sind. Ein Anschlag von 20 Maschen wird zur Rundung geschlossen und in den so gebildeten Ring häkelt man: 12 mal 4 dreifache, zuletzt durch einen Umschlag abgemaschte Stäbchen, jedesmal gefolgt von 7 Luftm. Bei der Anfertigung jedes folgenden Sternes hat man die 4te der 7 Lftm. des 6ten und 7ten Luftmaschenbogens dem korrespondierenden Bogen des fertigen Sternes anzuschlingen. Ist die erforderliche Länge des Einsatzes erreicht, so häkelt man an jede Seite 4 Längsreihen, 1te Reihe: 1 St. in die Verbindungsmasche von zwei Sternen, * 4 Lftm., 1 f. M. in die Mitte des nächsten Bogens, 3 mal 7 Luftm., 1 f. M. in die Mitte des nächsten Bogens, 4 Luftm., 1 St. in die Verbindungsmasche der beiden Sterne, vom * fortl. wiederholen. 2te Reihe: In jeden Luftmbogen von 7 Luftm. d. vor. R. häkelt man 10 St., von denen das erste mit dem letzten des vorigen Bogens stets zu einem verschürzt ist. In die Bogen von 4 Lftm. werden nur 2 St. gehäkelt. 3te Reihe: 1 vierf. St. in das 3te St. des ersten Bogens * 5 Lftm., 1 dreif. St. in das 7te St., 5 Lftm., 1 Dppst. in das 3te St. des nächsten Bogens, 5 Lftm., 1 Dppst. in das 7te St., 5 Lftm., 1 dreif. St. in das 3te St. des nächsten Bo-



gens, 5 Lftm., dann folgen 2 vierfache Stäbchen mit einem Umschlag abgemascht, eins davon in das 7te St. des schon behäkelten Bogens und das zweite in das 3te Stäbchen des nächsten Bogens vom * fortlaufend wiederholen. 4. Reihe: In jeden Luftmaschenbogen der vor. R. 2 durch 3 Lftm. getrennte Dppst., das letzte St. eines jeden Bogens wird mit dem ersten St. des nächsten Bogens durch einen Umschlag abgemascht.

Lebenskraft.

Fließt der Bach so ruhig, träge,
Sumpfig tot mit mattem Lauf,
Möcht' ich peitschen ihn, daß zornig
Braust die Flut in Wellen auf.

Aber tost er über Felsen,
Daß der Schaum spritzt wild empor,
Tönt die Melodie des Lebens
Lustberauschend an mein Ohr.

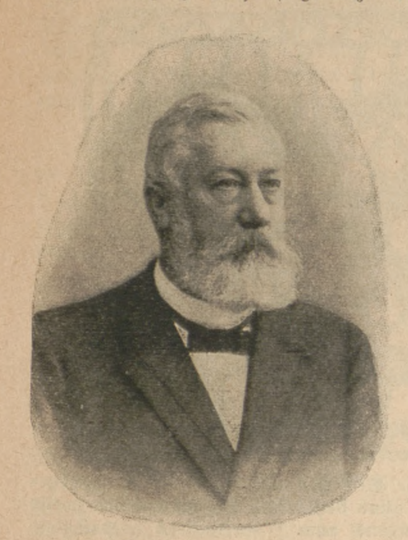
Wechsel, Wandel, Kämpfen, Ringen
Ist's, woraus das Leben spricht;
Darum lieb' ichs, wenn's im Sturme
Wild durch Hindernisse bricht.

Hermann Sallmayer.



Eine elektrische Straßenbahn ohne Gleise. Der Dresdener Ingenieur Max Schiemann hat eine elektrische Straßenbahn ohne Gleise konstruiert, die seit dem 10. Juli v. J. in Betrieb ist und allen Anforderungen genügt, die man an sie stellen kann. Diese interessante, kleine Bahn führt von der bekannten Feste Königstein an der Elbe in das romantische Bielathal. Die Bahn ist einstweilen 2,8 Kilometer lang, soll aber bis Schweizermühle, dem am Ausgang des Bielathals liegenden Kurort, weitergeführt werden und damit eine Länge von 9 Kilometer erhalten. Die Strecke ist zumeist Chaussee. Nur in den Straßen von Königstein findet sich Steinpflaster, der Straßenbahn thut das Pflaster jedoch keinen Eintrag. Sie leistet ihre 12 Kilometer in der Stunde auf dem gepflasterten Weg ebenso wie auf dem chaussierten. — Die enorme Wichtigkeit eines solchen Beförderungsmittels, das die hohen Anlage- und Unterhaltungskosten von elektrischen Straßenbahnen mit festem Gleis ausschließt, für die Entwicklung weiter Landstriche, in denen Straßenbahnen mit festem Gleis einfach unmöglich wären, leuchtet sofort ein. Die Versuche, derartige Beförderungsmittel für allgemeine Verkehrszwecke zu schaffen, liegen denn auch recht weit zurück. Der erste Versuch war ein Jagdwagen, den Siemens und Halske schon 1882 am Kurfürstendamm elektrisch laufen ließen. Das achträderige Wägelchen war durch ein starkes Gewicht gegen Umkippen gesichert. Das Gewicht wurde von dem Motorwagen mittels eines biegsamen Kabels nachgezogen und damit der Strom aus dem Oberleitungsdraht entnommen. Auf diesen Prinzipien hat nun Schiemann seine Bielathalbahn aufgebaut, deren Anordnung die vorstehenden Abbildungen erläutern. Einer Abänderung der Fahrbahn bedurfte es dabei überhaupt nicht. Nur die Ausleger wurden aufgestellt und daran zwei Drähte befestigt, von denen der eine den Strom dem Wagen zuführt, während der andere die Rückleitung zum Elektricitätswerk besorgt. Wenn man nun den Wagen, einen gewöhnlichen Motorwagen, dem jede Accumulatorenbatterie fehlt, und der infolgedessen sehr billig zu beschaffen, zu betreiben und zu unterhalten ist, auf der Strecke sieht, so drängen sich sofort die Fragen auf: Wie weicht der Wagen einem anderen Fuhrwerk aus, wie einem zweiten Motorwagen, und wie wendet er? Die beiden ersten Fragen beantworten die Abbildungen, und es bedarf nur weniger erläuternder Zusätze. Die Stromabnahme wird, wie man sieht, durch einen Schlitten besorgt, der durch einen Stangen an die Fahrdrähte mittels Federkraft fest angedrückt wird. Der Stangen ist aus leichtem Stahlrohr gefertigt und außerordentlich bequem zu handhaben. Er ist auf dem Dache des Wagens so befestigt, daß dieser bis zu 3 Meter seitwärts ohne Schwierigkeit ausweichen kann. Die eigentliche Fahrbahn unter den Drähten kann sonach ohne weiteres verlassen werden, so daß der Wagen sowohl einen anderen Wagen überholen, als einem entgegenkommenden ausweichen kann. Mit einer eleganten Wendung kommt der Wagen

um alle diese Schwierigkeiten herum. Ebenso leicht weicht er einem begegnenden Motorwagen aus. Nur zieht dabei der Schaffner oder, wenn man selbst diesen sparen will, der Wagenführer mittels Leine die Kontaktstange herunter und läßt den begegnenden Wagen passieren. Das nimmt wenige Sekunden Zeit in Anspruch und ersetzt das zweite Gleis ebenso wie die zweite Leitungsanlage. Die ganze Sache ist geradezu verblüffend einfach. Das beweist auch das Wenden des Wagens, das sich schnell und leicht, ohne Unterbrechung der Stromzuführung vollzieht. Diese neue, elekrische Bahn befördert aber nicht nur Personen, sondern auch Güter, und wenn nicht alles täuscht, liegt hier sogar ihr eigentlicher Schwerpunkt. Man hat bereits an den Motorwagen einen Lastwagen angehängt. Es ist ein kleiner Karren, der Gepäck befördern soll. Die Bielathalbahn aber will den Verkehr zwischen den großen Papierfabriken und Holzsägewerken des Thals und der Wasserladestelle oder der Güterstation Königstein vermitteln. Zu dem Zwecke sollen besondere elektrische Lokomotiven laufen, die den Strom genau so einnehmen wie der Omnibus und eine ganz erhebliche Leistungsfähigkeit ohne jede kostspielige Anlage in Aussicht stellen.



Dr. Josef Zemp,
der neue schweizerische Bundespräsident.

Verfehlter Weg. Im Norden Deutschlands, so z. B. in der Provinz Preußen, tritt der Winter zumeist mit großer Härte auf. Der Schnee bedeckt oft mehrere Meter hoch die Felder und zahlreiche Dörfer und Gehöfte sind manchmal so eingeschneit, daß sie ausgeschaufelt werden müssen. Die Verkehrswege müssen oft mit Aufgebot zahlreicher menschlicher Hilfe wieder fahrbar gemacht werden. Ein solches Wintermotiv aus Ostpreußen bietet unser heutiges Bild. Die Natur ist völlig tot: die endlose Ebene mit fußhohem Schnee bedeckt; der Himmel bleigrau; nur einige Krähen, die von Zeit zu Zeit ihr heißeres Gekrächze hören lassen, beleben die Landschaft. Mühsam bricht sich ein Schäfer mit seiner Herde, die er im nächsten Gutshofe übergeben soll, durch die Schneemassen Bahn. Oefters ist er den heutigen Weg schon gegangen, jetzt erscheint ihm die Gegend vollständig fremd; Eis und Schnee haben sie verändert. Er muß erst mit dem Schäferstabe den Schnee von der Ortstafel entfernen, um zu wissen, wo er sich befindet. Da es bereits zu dunkeln anfängt und die Kälte immer empfindlicher wird, so daß der treue Karo bereits zu winseln anfängt, so heißt sich's beeilen, um noch vor einbrechender Nacht am Ziele zu sein. St.

Dr. Josef Zemp, der schweizerische Bundespräsident für das Jahr 1902, ist im Dorfe Entlebuch (Kanton Luzern) am 2. September 1834 geboren. In München und Heidelberg lag er dem Studium der Jurisprudenz ob und eröffnete, nachdem er sich behufs Vervollkommnung in der französischen Sprache einige Zeit in Lausanne aufgehalten, ein Advokaturbureau in seinem Heimatsorte, später ein solches in Luzern. Das Vertrauen seiner Mitbürger berief ihn schon 1863 in den Großen Rat, dem er bis zu seiner Uebersiedlung nach Bern (1892) angehörte. 1871 ward er Stände- und 1872 Nationalrat. In letzterem saß er, eine einzige Amtsdauer abgerechnet, bis zu seiner Wahl in den Bundesrat. Einmal bekleidete er die Stelle eines Präsidenten des Nationalrates, welches Amt vor ihm kein Mitglied der Rechten innegehabt hatte.



Sehr richtig. A.: „Ich möchte doch wissen, warum so wenig Leute ein Tagebuch führen.“ — B.: „Das ist sehr erklärlich. Diejenigen, die Zeit dazu haben, haben eben nichts hineinzuschreiben und die anderen haben keine Zeit!“

Die treuen Helfer. „Also Du hoffst, daß Dein Bräutigam jetzt beim drittenmal sein Examen bestehen wird?“ — „Ja, ich hoffe, seine Gläubiger haben der Prüfungskommission eine Petition eingereicht.“

Verwickelte Richtschnur. Feldwebel: „Noch auf eins will ich die Herren Einjährigen aufmerksam machen. Der Herr Hauptmann pflegt gern ab und zu einen Witz loszulassen. Lachen Sie laut, so werden Sie bestraft; lächeln Sie verstohlen, so meint er, das wäre Hohn; lachen Sie gar nicht, so hält er Sie für dumm! Also richten Sie sich darnach!“

Die Motivierung. Bob Doddington war von Natur schläfrig und als er eines Tages mit Richard Temple und dem alten Lord Cobham zu Mittag speiste, schlief er bei Tische ein. Cobham weckte ihn und machte ihm Vorwürfe über sein Betragen. Doddington beteuerte aber, nicht geschlafen zu haben und, um es zu beweisen, erzählte er Wort für Wort die Geschichte, die Cobham eben vorgetragen. — „Und dennoch,“ schloß er, „habe ich keine Silbe davon gehört, ich war nur schläfrig, weil ich wußte, daß Ew. Herrlichkeit immer um diese Tageszeit dieselbe Historie zu wiederholen pflegen.“ N.

Militäruniformen. Die frühere politische Zerrissenheit Deutschlands kennzeichnete sich außer in vielem anderem auch darin, daß jedes kleine deutsche Ländchen seine Soldaten in besonderer Weise kleidete. So trug vor fünfzig Jahren das erste braunschweigische Infanterieregiment Bärenmützen, wie auch die mecklenburg-Schweriner Grenadiere, die Infanterie der freien Reichsstädte Hamburg, Bremen und Lübeck grüne Uniform mit rotem Kragen, zwei Reihen Knöpfen, rotem Beinkleider mit rotem Vorstoße und weißes Lederzeug, die hessische Infanterie hellgraue Mäntel mit weißen, gelben, blauen oder roten Achselklappen und dreieckige Hüte, die schaumburg-lippische grüne und schwarze Uniform, rot vorgestoßen, graue Beinkleider, Tschakos mit gelben Schildchen und weißen Fangschnüren und grünen Federbüschen, die Oldenburger Artillerie schwarze, die russische Infanterie weiße Uniform, die sächsische Infanterie grüne, mit kornblumenblauen Aufschlägen und eben solchen Beinkleidern, die sächsischen Jäger grüne Uniform mit schwarzen Aufschlägen, die schwarzburg-rudolstädtische und Sondershausener Infanterie Helme mit Raupen nach bayrischer Art, die waldecker Jäger dunkelgrüne Uniform mit hellgrünen Aufschlägen und die württembergische Infanterie „königsblaue“ Uniform und Käppis mit roten Büschen. D.



Kartoffelkuchen. 2 Kilo rohgeschälte Kartoffeln werden gewaschen, in Salzwasser rasch weich gekocht, abgegossen und noch heiß durch ein Sieb gedrückt. Unterdessen kocht man $1/2$ Liter gute Milch mit 125 Gramm guter Butter auf, giebt die Kartoffel hinein, rührt die Masse schaumig weiß und mengt 2 Eidotter, sowie das nötige Salz darunter. Nun wird eine weite, flache Bratenpfanne mit Butter dick bestrichen, mit Semmelbröseln bestreut, die Masse aufgestrichen, in der Röhre gelb gebacken, noch heiß in Stücke zerschnitten und sofort aufgetragen.

Feldsalat im Winter. Obgleich der Feldsalat sehr gut ohne Schutzdecke durch den Winter kommt, ist es dennoch nötig, um den schönen, stets grün bleibenden Salat unbehindert zu jeder Zeit trotz Schnee und hartem Frost schneiden zu können, einen Teil desselben mit Laub zu bedecken. Diese Laubdecke hält den Boden mürbe und man kann, wenn man mit einem Besen das Laub zur Seite schiebt, zu jeder Zeit Salat stechen, was ohne eine Laubdecke wegen des gefrorenen Bodens nicht möglich. Ist der Boden aber unerwartet schnell fest gefroren, so muß ein Teil mit warmem Wasser aufgeweicht werden.

Zu stark geschwefelter Wein ist nicht trinkbar, weil einerseits die schwefelige Säure im Wein gesundheitsschädlich ist, andererseits aber auch der Wein einen derartigen, rauhen Schwefelgeruch hat, daß man ohnedies gern vom Genuß absieht. Um solchen schwefeligen Wein wieder trinkbar zu machen, füllt man einige Hände voll Holzkohlen in das Faß. Der Schwefelgeruch verschwindet nach einiger Zeit vollständig. Die Kohlen bleiben im Fasse, bis der Wein abgezapft ist. Liegt der Wein noch auf der Hefe, so muß er vorher abgelassen werden. Ein anderes Mittel sind frische Weintrester oder eventuell Rosinentrester, über die der Wein gegossen wird und zwei Wochen in einem luftdicht verschlossenen Gefäß stehen bleibt. Darnach wird er abgelassen und auf ein frisch gereinigtes Faß gebracht.

Ergänzungsaufgabe.

	I		O		E	
	P		N		E	
	O		P		D	
	I		I		C	
	E		S		E	
	E		B		R	
	A		E		A	

Die leeren Felder in vorstehender Figur sind mit nachstehenden Buchstaben auszufüllen, daß in den wagerechten Reihen sieben Wörter von folgenden Bezeichnungen entstehen: 1) Eine französische Departementshauptstadt. 2) Ein Königreich. 3) Ein Sprenggeschoß. 4) Eine Pflanzengattung der Malvaceen. 5) Eine Landschaft im ehemaligen Königreich Polen. 6) Ein männlicher Name. 7) Eine Stadt im Unterelsaß.

Sind die Wörter richtig gefunden, so bezeichnen die Buchstaben in der dritten und fünften Reihe, von oben nach unten gelesen, zwei deutsche Universitäten. Die zu verwendenden Buchstaben sind: 1 A, 1 B, 3 E, 2 G, 3 H, 1 I, 1 L, 1 M, 3 N, 1 O, 3 R, 4 S, 2 T, 2 U.

Paul Klein.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Homonym.

In der Felsschlucht, in dem Wald,
Ist mein liebster Aufenthalt
Und im Sommersonnenschein
Schlürf ich Blütenhonig ein. Falck.

Wortspiel.

1—2—3—4 braucht man zum Bau'n,
Im Freien ist es oft zu schau'n.
4—2—3—1 giebt Speise dir,
Nur mußt du's wissen zu bereiten.
3—2—1—4 ist Schutz und Zier,
Es dient in Kriegs- und Friedenszeiten.

Nun änd're um, was tönt darin,
Drei Wörter giebt's von andrem Sinn.
Wer 1—2—3—4 kaum gewillt
Ist der zum Springen oder Tanzen.
4—2—3—1 den Hunger stillt,
3—2—1—4 sieht man an Pflanzen.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Problem Nr. 25.

Von E. F.

Schwarz.

	A	B	C	D	E	F	G	H
8								
7		♟		♖		♘		♖
6		♙				♚		
5		♕		♙		♝		♙
4						♗		
3			♔			♞	♘	
2								
1								

Weiß.

Matt in 2 Zügen.

Schachlösungen:

Nr. 23. 1) L c 2—f 5 : 1) e 6—f 5 :
2) e 2—e 4. 2) f 5—e 4 :
3) D b 2—h 2 ‡

Nr. 24. 1) b 3—b 4. 1) T b 7—b 4 :
2) D f 3—e 3 † 2) K d 4—e 3 : od. c 5.
3) L h 2—e 5 ‡ od. D e 3—e 3 ‡

Auflösungen aus voriger Nummer:

Der Charade: Bienen, Korb, Bienenkorb. — Des Arithmogriphs: **P**ort-Said, **O**porto, **R**astatt, **T**arasp, **S**parta, **A**rras, **I**dar, **D**orpat.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.